

Christoph Zollikofer, Marco Baschera (Hrsg.)

Klon statt Person

Individualität im 21. Jahrhundert



Klon statt Person

**Christoph Zollikofer,
Marco Baschera (Hrsg.)**

Klon statt Person

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen
Hochschule Zürich und der Universität Zürich

Frühlingssemester 2008

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.


Reihe Zürcher Hochschulforum, Bd. 44

© 2011

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Coverabbildung: © Anselm Stalder

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Ur-
heberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig
und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Überset-
zungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-7281-3208-6 (Buchausgabe) 

ISBN 978-3-7281-3383-0 (Ebook)

DOI-Nr.: 10.3218/3383-0

www.vdf.ethz.ch 

verlag@vdf.ethz.ch

Inhaltsverzeichnis

- 7 Einleitung
- 9 Individuum und Person: ein Dialog zur Begriffsklärung
- ROBERT SPAEMANN
- 15 Was macht Personen zu Personen?
- ROLF ELBERFELD
- 29 «Zwischen» Mensch und Mensch. Ostasiatische Perspektiven
des Selbstseins
- GIUSEPPE TESTA
- 45 In the Eye of the Beholder: Cloning as a Mirror
- MARTIN R. DEAN
- 51 Die Chemie des Glücks
- MARCO BASCHERA
- 57 Die Person als Riss in der Maske
- CHRISTIANE LUIBLE UND NADIA MAGNENAT-THALMANN
- 73 Die 3D-Simulation von Kleidern
- SABINE MAINBERGER
- 85 «Ichbautrieb». Literarische Selbstkonstruktionen, römischer
Karneval und multiple drafts
- JIRI MODESTIN
- 103 Multiple Persönlichkeitsstörung als Beispiel einer
Identitätsinstabilität im Spannungsfeld gesellschaftlicher und
individueller Einflüsse

- PIERRE BÜHLER
115 Gott und Mensch ganz persönlich – Person als theologische
Kategorie
- ANSELM STALDER
131 Schichten des Transfers – über die gegenseitige Abhängigkeit
und Konstruktion von Produzent und Bild
- HANS KUMMER
147 Sind Tiere Personen?
- 159 Autoren und Herausgeber



Reihe Zürcher Hochschulforum

Die Publikationen der Reihe «Zürcher Hochschulforum» entstehen auf Grundlage der interdisziplinären Veranstaltungsreihen von Universität und ETH Zürich. Zuletzt sind erschienen:

- Band 47 Heinz-Ulrich Reyer, Paul Schmid-Hempel (Hrsg.)
Darwins langer Arm – Evolutionstheorie heute
 2011, 288 Seiten, ISBN 978-3-7281-3284-0
 auch als eBook erhältlich
- Die Autoren beleuchten die Bedeutung des Evolutionsgedankens für Biologie, Medizin, Technik, Kultur, Sprachwissenschaften, Denken, Philosophie, Ethik und Religion.
- Band 45 Philipp Rudolf von Rohr, Peter Walde, Bertram Batlogg (Hrsg.)
Energie
 2009, 224 Seiten, ISBN 978-3-7281-3219-2
 auch als eBook erhältlich
- Das Buch zeigt u.a., warum in China Energiesparen zweitrangig ist und wie der «Nanomotor» der Zelle funktioniert. Es bietet einen Überblick über zentrale Aspekte internationaler energiepolitischer Problemlagen.
- Band 41 Peter Walde, Franta Kraus (Hrsg.)
An den Grenzen des Wissens
 2007, 280 Seiten, ISBN 978-3-7281-3105-8
 auch als eBook erhältlich
- Es wird aufgezeigt, was wir heutzutage auf einem bestimmten Gebiet wissen und ob es natürliche Grenzen gibt, die unserem Wissen Schranken setzen.

Weitere Bände in Vorbereitung. Detaillierte Informationen zu allen Titeln unter www.vdf.ethz.ch.



vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, VOB D, Voltastrasse 24, CH-8092 Zürich
 Tel. +41 (0)44 632 42 42, Fax +41 (0)44 632 12 32, verlag@vdf.ethz.ch, www.vdf.ethz.ch

Einleitung

Individuum und Person – zwei Begriffe, die in dieser oder ähnlicher Form, mit positiver oder negativer Färbung, unsere Umgangssprache, unser tägliches Denken und Handeln wesentlich begleiten und mitbestimmen. Die Freiheit des Individuums ausrufen und auf der Würde der Person bestehen? Den modernen Hang zum Individualismus beklagen oder doch eher den Verlust an Individualität? Jemanden als grosse Persönlichkeit bezeichnen oder zur Unperson erklären? Eine Blutspende annehmen, ohne sich nachher als Chimäre vorzukommen? Sich mehrere WWW-Persönlichkeiten zulegen und trotzdem noch wissen, wer man ist? Christus, Gott, die Trinität als Person zu begreifen versuchen? Oder die *dramatis personae* in Shakespeare's Hamlet als Facetten eines einzigen Individuums, einer Person, verstehen?

Die Liste kann beliebig fortgeführt werden, aber was an uns, in uns ist denn unsere Individualität, was unsere Person? Sind diese Entitäten bedroht? Offensichtlich sind sie es. Während wir uns nicht zuviel Gedanken darüber machen, dass unser eigener Körper aus der Substanz anderer Lebewesen aufgebaut ist, fühlen wir uns in unserer Individualität nicht mehr zu Hause, da wir vielleicht eines Tages Schweineherzen implantiert erhalten. Wir sind zwar froh, dass juristische Personen Steuern zahlen, fühlen uns aber unangenehm berührt, weil Peter Singer einem erwachsenen Schimpansen denselben Personenstatus zuweist wie einem menschlichen Kleinkind. Grenzen werden in uns und um uns herum aufgelöst, überschritten, ohne dass wir darauf direkt Einfluss nehmen können.

Schreckgespenst dieses kollektiven Unbehagens und negativer Fluchtpunkt seiner Projektionen ist der Klon. Dass das «ächte Individuum» auch das «ächte Individuum» sei, sich Teilbarkeit und Unteilbarkeit nicht ausschliessen, sondern gegenseitig voraussetzen, haben wir von Novalis gelernt. Dass wir aber kopierbar, identisch reproduzierbar sein sollen, dass das Indi-

viduum ein Multiplikandum zu werden droht, rührt an unsere Würde als Person, die als unteilbar und unantastbar gilt. Kann dem Klon der Personenstatus zugesprochen werden? Wer entscheidet über eine solche Anerkennung und welches sind deren mögliche Konsequenzen?

Die Situation ist vergleichbar mit der des Kunstwerks im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, das seiner Aura verlustig zu gehen droht. Aber hier liegt ein zählebiges resignatives Missverständnis in der Rezeption von Benjamins Text: Nicht der Verlust der Aura ist zu beklagen, sondern die gesellschaftliche Weigerung, die Kunst vom Aurakonzept zu emanzipieren. Können wir dies als Anstoss nehmen, um die Individualität des Menschen im Zeitalter seiner eigenen technischen Reproduzierbarkeit weiterzudenken? Um solche Fragen stellen und vielleicht auch beantworten zu können, sind die Natur- und die Geisteswissenschaftler aufgefordert, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Halten wir uns folgendes Bild vor Augen: Der alte Mythos, dass unser Schicksalsfaden in den Händen der Parzen liege, lebt bis heute weiter, nur liegt jetzt der Faden in unserem Innern, ist doppelt gedreht und heisst DNA, und die Parzen heissen Watson, Crick und Venter. Das Individuum als Marionette seines eigenen DNA-Schicksals, der Klon als unser duplizierter Schicksalsgenosse und -sklave? Mitnichten! Lesen Sie dazu die Beiträge in diesem Band.

Zürich, im Juli 2010

Christoph Zollikofer
Marco Baschera

Individuum und Person: ein Dialog zur Begriffsklärung

Lieber Marco,

Zuerst eine kleine Rückschau. Bei der Gestaltung des Titels zu dieser Vorlesungsreihe hatten wir es uns ja nicht gerade leicht gemacht. Vom trockenen Vorschlag «Individuum und Person» sind wir über's saloppe «Klonen statt Klönen» unter tunlicher Vermeidung des ominösen «Spannungsfelds» schliesslich zur Kompromissfrage resp. -aussage gelangt:

Klon statt Person? Individualität im 21. Jahrhundert

Viele Referentinnen und Referenten, die wir für diese Vorlesungsreihe angefragt hatten, stellten uns in der einen oder anderen Form die folgenden Gegenfragen: Was ist denn eine Person, was ein Individuum? Könnt Ihr uns Definitionen geben, von denen wir als Bezugspunkte ausgehen können? Wie hängt mein Forschungs- und Arbeitsgebiet mit diesen Begriffen überhaupt zusammen? Worauf wir insistieren mussten, dass wir gerade solche Begriffsklärungen erwarteten.

Das führt mich zu einer Frage, die vorerst nicht direkt mit Individuum und Person zu tun hat. Es ist eine Frage grundsätzlicher Natur, die ich sowohl an Dich wie auch an mich selbst richte. Sie lautet: Was sind eigentlich Begriffe? Meine eigenen Erfahrungen gehen da etwa so: Wir Naturwissenschaftler sind uns gewohnt, Begriffe zu definieren und dann als Arbeitswerkzeuge zu brauchen. Ebenso gewohnt sind wir es uns, dass im Lauf der Arbeit – das, was wir gemeinhin den wissenschaftlichen Fortschritt (besser vielleicht: Fortschreiten) nennen – sich diese Definitionen von den Rändern her auflösen und verändern. «Gen», «Spezies», «Adaptation» und andere zentrale Begriffe der Evolutionsbiologie, ja selbst *Homo sapiens*, erweisen sich als durchaus wolkig. Aus der theoretischen Ferne gesehen, haben sie deutliche Konturen, aus praktischer

Nähe lösen sich diese im Nebel auf. Hans Kummer, der auch zu diesem Band beiträgt, hat deshalb vorgeschlagen, von «Zentrationen» anstelle von Definitionen zu sprechen. Wir einigen uns auf den Kernbereich des Begriffes und lassen die Abgrenzungen offen; *fuzzy logics*, gewissermassen.

Nun habe ich aber auch eine entgegengesetzte Erfahrung von dem, was Begriffe sein können. Ich verdanke sie Walter Benjamin. Er sieht Begriffe als Trampelpfade, die sich beim Wandern oder Irren durch das Dickicht des semantischen Urwalds bilden. Dieses Umherirren, das durchaus auch zu Begriffsverwirrungen und -irrunen führen kann, hat etwas Unheimliches und zugleich Befreiendes: unheimlich, weil Pfade Grenzen ziehen, aber die Frage offenlassen, was innerhalb der durch sie begrenzten Parzellen stattfindet; befreiend, weil das «Pfadfinden» ein Prozess ist, dessen Dynamik durch ein Kollektiv aufrechterhalten wird; einige Pfade wuchern wegen Nichtgebrauchs bald wieder zu und sind nicht mehr gangbar. Andere werden durch den vielen Gebrauch breiter und breiter, bilden Seitenwege, ändern ihre Richtung. – Wildwechsel, Ameisenstrassen, Trampelpfade: Dinge, die ebenso emergent wie ephemere sind und sich durch ihren Gebrauch selbst konstituieren.

Da haben wir nun ein schönes dialektisches Gegensatzpaar: Begriffe als Bezirke in der semantischen Landschaft mit fließenden Grenzen *versus* Begriffe als Netzwerk von Pfaden durch die Bedeutungslandschaft, die Parzellen von *terra incognita* umgeben. Diese Dualität sollten wir im Auge behalten.

Es sind ja gerade diejenigen Begriffe am schwierigsten zu fassen, denen wir eine besondere, zentrale Bedeutung zumessen. Das Individuum ist ein solcher Kernbegriff, sowohl in den Natur- wie auch in den Geisteswissenschaften. Hier besteht eine Berührungs- und Reibungsfläche, die zum Gespräch anregt. Schwieriger ist es mit dem geisteswissenschaftlichen, theologischen, juristischen Begriff der Person, der den Naturwissenschaften völlig fremd ist. Gibt es hier die Möglichkeit des Gesprächs, des gegenseitigen Verstehens oder zumindest des gegenseitigen Verständnisses?

Was vordergründig als Verstehens- und Verständnisproblem erscheint, ist meines Erachtens ein viel grundlegenderes Problem, das in der erwähnten Dualität des Begriffs «Begriff» selbst begründet ist. Im Lauf der sich aufeinander folgenden Vorlesungen und anschliessenden Diskussionen, deren schriftliches Echo in diesem Band vorliegt, ist mir klar geworden, dass es weniger die unterschiedlichen Begriffsinhalte sind, als eher die unterschiedlichen Herangehensweisen an Begrifflichkeit selbst, die Begriffsformen also, die eine integrale Betrachtungsweise so schwierig machen. Ich erinnere mich hier stellvertretend an zwei Beispiele aus unseren Gesprächen *post festum*:

Spaemann etwa, der den Beginn des Menschen als Person dort lokalisiert, wo Eizelle und Spermium verschmelzen. Für mich als Biologen, der menschliches Leben als eine von vielen möglichen evolutionären Implementationen des Zyklus von haploiden und diploiden Stadien sieht, ist das eine arbiträre Definition, der der Ruch eines naturalistischen Fehlschlusses anhaftet. Aber vielleicht ist diese Definition weniger als Anmassung, sondern eher als bewusste Zumutung zu verstehen, als vorläufige Antwort auf die Frage: Brauchen wir «Person» als Begriff überhaupt und wozu?

Zweites Beispiel. Der Vortrag von Urs Meyer zur personalisierten Medizin, der uns zur Frage führte, ob unser gesundheitliches Schicksal in den Genen vorbestimmt sei. Während die evolutionäre Sichtweise der Dinge hier zu einem eher gelassenen Standpunkt führt, fragtest Du: «Wie begründet sich die biomedizinische Forschung und Praxis, und im grösseren Rahmen die Evolutionstheorie selbst, aus sich heraus, und wie weisen diese Denk- und Handlungsstrukturen über sich selbst hinaus?» Das heisst nichts anderes, als dass wir uns als Mediziner und Naturwissenschaftler fragen müssen, was der geistesgeschichtliche und gesellschaftliche Stellenwert der Medizin und der Evolutionstheorie heute ist, was sie zum Verstehen von Individualität beitragen können, in einer Zeit, in der der Kreationismus und andere denkensbeschränkende Ismen wieder an Attraktivität gewinnen?

Falls wir uns nicht gerade auf einen strikt solipsistischen Standpunkt stellen, können wir immerhin davon ausgehen, dass wir alle in ein und derselben Welt leben, in ein und derselben Bedeutungslandschaft, in der wir ständig Fragen dieser und anderer Art stellen, wenn auch oft aus inkompatiblen Perspektiven. Kompatibilität lässt sich weder *ex cathedra* verordnen noch durch Konsensfindung definieren; beides wäre Tyrannei. Was ein Individuum, was eine Person bedeutet oder bedeuten soll, bleibt Gegenstand ständiger Verhandlung. Es ist wohl eine Illusion, die Kluft zwischen naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Begriffsfindungen durch geistigen Brückenbau überwinden zu wollen. Brücken sind Abkürzungen. Sie tendieren dazu, die interessantesten Gegensätze zu überdecken. Indem wir die Gegensätze benennen, begeben wir uns auf den oft mühsamen Weg zum Grund der Kluft. So können wir zumindest verstehen, warum wir uns oft nicht verstehen.

Mit einem herzlichen Gruss und der Bitte, den Faden aufzunehmen und weiterzuspinnen,

Christoph

Lieber Christoph

Ich bin sehr froh, dass Du das auch für mich zentrale Thema der Begriffe und der Begriffsbildung aufgreifst. Ich verstehe jeden Naturwissenschaftler sehr gut, der vor der Vielfalt der z.T. widersprüchlichen Definitionen des Begriffs «Person» zurückweicht. In den Naturwissenschaften kommt er in dieser Form nicht vor, und dies hat in der Tat bei einigen unserer Referenten und Referentinnen Verwirrung gestiftet. Individuum hingegen scheint der geläufigere Begriff zu sein.

Obwohl die beiden Begriffe auf den ersten Blick etwas sehr Ähnliches bezeichnen, nämlich die Einzelheit und abgeschlossene Besonderheit von etwas, kann ihre Differenz trotzdem entscheidend sein. Für mich ist sie von grosser Bedeutung, gerade um die gesellschaftliche und ethische Relevanz von Naturwissenschaften und Medizin angemessen diskutieren und denken zu können. Sie zeigt sich unter anderem im Titel unserer Vortragsreihe. In der griffigen Formulierung *Klon statt Person?* prallen zwei verschiedene Bedeutungen von Individuum aufeinander. Einerseits tritt im Begriff «Klon» die Vorstellung der technisch realisierbaren Teilbarkeit eines menschlichen Individuums auf. Was bei eineiigen Zwillingen immer schon der Fall war, soll sich nun im Labor auch auf künstliche Weise bewerkstelligen lassen. Andererseits verweist der Begriff «Person» auf die unteilbare Würde des menschlichen Individuums, die geschützt werden muss. Er wird vor allem in ethischen Diskussionen verwendet, um die Frage nach dem Verhältnis von technischer Machbarkeit und moralischer Verantwortung zu stellen. Dass dabei «Person» zumeist nur in einem bestimmten, vor allem auf Kant zurückgehenden Sinn verwendet wird, ist den Wenigsten bewusst. So birgt dieser Begriff, meiner Meinung nach, ein verschüttetes Potenzial in sich, das erlaubt, die Frage der Teilbarkeit des Individuums auf eine neue Weise zu stellen.

Entscheidend ist vorerst die Frage der Begrifflichkeit. Um einen philosophisch, geisteswissenschaftlichen Begriff wie denjenigen der «Person» verstehen zu können, muss man einerseits die ganze Begriffsentwicklung mit bedenken und andererseits – und das scheint mir von grosser Wichtigkeit zu sein – der Tatsache Rechnung tragen, dass Begriffe immer auch in Beziehung zu Wörtern der Umgangssprachen stehen. Die Wichtigkeit der Verbindung von Sprachen und begrifflichem Denken wird keineswegs von allen Geisteswissenschaftlern und Philosophen geteilt. So versucht etwa die angelsächsische, analytische Philosophie, sprachliche Aussagen auf einen

universellen, begrifflich-denkerischen Gehalt zurückzuführen, der unabhängig von der jeweiligen sprachlichen Formulierung existiert und der sich somit auch in alle Sprachen übersetzen lässt. Wenn sich ein Denken, wissenschaftliche Resultate und Diskussionen usw. ohne Abstriche an die gedankliche Präzision in alle Sprachen übersetzen lassen, dann kann man ebenso gut eine Sprache privilegieren, die scheinbar das auszudrücken vermag, was alle andern auch könnten. Aus diesem Grund hat sich die Vorstellung einer möglichen Universalsprache der Wissenschaften – heute des Englischen – ausgebildet.

Ich möchte anhand Deiner Ausführungen zum Begriff genauer bestimmen, was ich mit der Beziehung von Wort und Begriff meine. Zu Beginn rückst Du den Begriff in die Nähe der Definition, die, von ihrer Wortbedeutung her, eine Begrenzung von etwas bedeutet. Daraus ergeben sich die Probleme der ständigen Entgrenzung der Begriffe, die Du mit einer benjaminischen Wendung ins Positive drehst. Das «Pfadfinden» scheint mir eine sehr schöne Vorstellung dessen zu sein, wie der Wissenschaftler, neben der notwendigen Strenge im Umgang mit Begriffen, auch abseits der breiten Autobahnen der Wissenschaften Gebiete auf verschlungenen Pfaden, die ihm eigentlich gar nicht zukommen, durchstreifen sollte.

Die bildhafte Art und Weise, wie Du dieses Begriffsproblem aufgreifst, verweist auf das lateinische Wort «terminus», das die räumliche Begrenzung eines Territoriums meint. «Terminus» konnte auch «Grenzpfahl», «Grenzstein» bedeuten. Es entspricht dem griechischen Wort «horos», das ebenfalls «Grenze» oder «Furche» bedeutet. «Terminus» unterscheidet sich etwa vom lateinischen Wort «conceptus», das dem griechischen «katalepsis» entspricht, und das, wie das deutsche Wort «Begriff», die Bedeutung des «Greifens, Ergreifens, Packens» beinhaltet. Mit «terminus» und «conceptus» haben wir es mit zwei grundlegend verschiedenen Vorstellungen von denkerischer Abgrenzung und Präzisierung eines Sachgehalts zu tun. Die eine ist eher territorial gedacht und die andere in Verbindung mit körperlicher Tätigkeit des Menschen.

Mit diesem kleinen Exkurs in die Wortgeschichte möchte ich nur andeuten, wie verschieden, je nachdem, welchen Begriff man wählt, der Zugang zum Problem der Begrifflichkeit sein kann. Die Philosophie war und ist gezwungen, diese verschiedenen Zugänge genau zu unterscheiden. Probleme tauchen vor allem bei den Übersetzungen der Texte in andere Sprachen auf, in denen das Wort, das man wählt, bereits in einem ganz bestimmten Bedeutungsumfeld steht.

Dies geschah auch mit dem lateinischen Wort «persona», das, obwohl es scheinbar unversehrt die Jahrtausende durchquert hat, gerade in seiner Konstanz durch alle Sprachen hindurch auf etwas Unübersetzbares hinweist. Im Festhalten an diesem einen Wort, das letztlich dazu dienen soll, das schwierige Verhältnis von Einheit und Vielheit zu denken, drückt sich nicht etwa eine Klarheit bezüglich dessen aus, was es als Begriff letztlich bezeichnen und über Jahrhunderte festschreiben soll. Vielmehr kommt darin etwas zum Ausdruck, was Du am Schluss Deiner Ausführungen erwähnst, nämlich die Vermutung, dass der Versuch, diesen hochkomplexen Begriff eindeutig definieren zu wollen, genau das Beste an ihm unterdrücken würde. Wie sollte die Vielheit in der Einheit und die Einheit in der Vielheit durch *einen* konstanten Begriff definitiv festgelegt werden? «Persona» muss vielmehr als eine Chiffre für den «mühsamen Weg zum Grund der Kluft» verstanden werden. Die Tatsache, dass das geisteswissenschaftlich-philosophische Denken keine bündige Definition dieses Begriffs liefern kann, verweist nicht etwa auf eine Schwäche desselben. Sie bedeutet vielmehr die Aufforderung, das Problem der Teilbarkeit des Individuums immer wieder neu zu überdenken. Ein solches Unterfangen liegt in der schriftlichen Fassung dieser Ringvorlesung vor. Es sollte dazu anregen, die Schwierigkeit, den Begriff «Person» zu bestimmen, aus ganz verschiedenen Perspektiven anzugehen.

Robert Spaemann

Was macht Personen zu Personen?

Vor zwei Jahren hielt ich Vorlesungen über kulturphilosophische und ethische Themen vor der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften in Peking. In einer Diskussion distanzierte sich ein chinesischer Kollege vom europäischen Individualismus. Der Mensch sei zuerst und vor allem ein Mitglied der Gesellschaft. Die Gesellschaft habe deshalb den unbedingten Vorrang vor den Interessen und Rechten der Individuen. Ich erwiderte dem Kollegen, dass ich seine Kritik am Individualismus der liberalen Gesellschaft des Westens teile. Als John F. Kennedy im Wahlkampf seinen Hörern zurief: «Fragt nicht, was Amerika für euch tut, fragt, was ihr für Amerika tun könnt», da war es vor allem die Jugend, die diesem Appell folgte und Kennedy wählte. Ob heute noch ein Politiker mit dieser Parole die Stimme der Jugend bekäme, ist fraglich. Sicher aber ist, dass eine Gesellschaft im Ernstfall keinen Bestand hat, wenn sie aus lauter Individualisten besteht, denen der Begriff des Opfers zu einem Fremdwort geworden ist. Der Schlussfolgerung des Kollegen konnte ich allerdings nicht zustimmen. «Du bist nichts, dein Volk ist alles», dieser Spruch begegnete mir in meiner Jugend in Nazideutschland bis zum Überdruß, und ich habe mich damals schon gefragt, was ich mir denn unter einem Volk aus lauter Nichtsen vorstellen soll. $0 \text{ plus } 0 \text{ bleibt allemal } 0$, wie ich im Rechenunterricht lernte. Ich fragte den Kollegen, warum ich denn in Peking Denkmäler und Gedenktafeln für Menschen finde, die ihr Leben geopfert haben für China oder für den Sozialismus. Müsste man nicht sagen, sie haben ihren Dienst getan, wie jede Ameise ihren Dienst tut, und ihr Tod macht Platz für andere. Auf sie kommt es nicht mehr an. Tatsächlich denken Sie, so sagte ich, glücklicherweise nicht so. Weil diese Menschen sich geopfert haben, sind sie selbst

gross. Und ich würde weiter gehen und sagen, sie sind grösser als das, wofür sie sich geopfert haben. Dieser Gedanke ist ebenso wahr wie schwer zu denken. Und um ihn wirklich zu denken, bedarf es wohl jenes Begriffs, den der Marxismus so wenig kennt wie der nationalistische Kollektivismus, des Begriffs der Person.

Person meint nicht einfach das Individuum. Das Individuum ist ein Teil des Gemeinwesens, dem es angehört und das ihm zu leben ermöglicht. Indem das Individuum aber sich freiwillig dem Ganzen als Teil unterordnet, ist es mehr als ein Teil. Es ist selbst das Ganze. Es wird inkommensurabel. Zwei Individuen sind mehr als ein Individuum. Sie sind wertvoller. Ihr Leben zu retten, ist, wenn man vor der Alternative steht, wichtiger als das Leben eines Menschen zu retten. Und bei der Zuteilung knapper Spenderorgane bleibt uns gar nichts anderes übrig, als das Leben der möglichen Empfänger zu evaluieren. So fand Maximilian Kolbe, der polnische Priester, dass das Leben eines zum Tode durch Verhungern verurteilten Familienvaters wichtiger sei als sein eigenes Leben, und so starb er im Tausch gegen das Leben dieses Mannes. Durch diese Handlung aber entzieht sich Maximilian Kolbe eben jener Evaluierung, die seiner Handlung zugrunde lag. Sie macht vielmehr deutlich, was es heisst, Personen haben nicht einen Wert, sondern eine Würde.

Würde aber ist im Unterschied zum Wert das, was keinen Preis hat. Und den Träger solcher Würde nennen wir «Person». Wir billigen ihm einen Status zu, der uns zu der Bereitschaft nötigt, alle Handlungen, deren Folgen ihn betreffen, ihm gegenüber zu rechtfertigen. Auch Handlungen, deren Folgen Tiere betreffen, sind rechtfertigungsbedürftig. Aber nicht vor den Tieren, sondern vor uns selbst. Denn Tiere können nicht unterscheiden zwischen rechtfertigungsbedürftigen und rechtfertigungsunbedürftigen Verletzungen ihrer Interessen. Wir können nicht erwarten, dass sie irgendwelchen Verletzungen ihrer Wünsche und Bedürfnisse aus Gerechtigkeitserwägungen zustimmen. Menschen können das. Das macht sie zu identifizierbaren Personen.

Was macht eine Person zur Person? Was gibt ihr den Status des Selbstzwecks, der es verbietet, sie einfach Zwecken unterzuordnen, die prinzipiell die ihren nicht sein können? Meine erste Antwort, die ich erst später begründen werde, ist, die Zugehörigkeit zu einer Spezies, deren normale erwachsene Individuen über diejenigen Eigenschaften verfügen, derentwegen wir von Personen sprechen.